


The background of the cover is a painting of a landscape. In the foreground, a person is walking on a rocky, grassy shore. The middle ground shows a body of water with a small boat. The background is a vast, hazy landscape with rolling hills and trees, rendered in warm, golden-yellow and brown tones. The overall style is reminiscent of 19th-century landscape painting.

Friedrich Regius  
*Die Zellers –  
Wanderer in  
Zeit und Raum*

(1480–2014)

Roman

BAND I

 edition fischer

Friedrich Regius  
Die Zellers – Wanderer in Zeit und Raum  
(1480–2014)

Friedrich Regius

*Die Zellers – Wanderer  
in Zeit und Raum*

(1480–2014)

BAND I

Roman



edition fischer

Die handelnden Personen des Romans sind frei erfunden. Jede Ähnlichkeit und Namensgleichheit mit lebenden Personen wäre unbeabsichtigt und rein zufällig. Frei gestaltet sind auch die Beziehungen zu Persönlichkeiten des jeweiligen Zeitgeschehens, deren Namen im Personenverzeichnis kursiv gedruckt sind.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2020 by edition fischer GmbH  
Orber Str. 30, D-60386 Frankfurt/Main  
Alle Rechte vorbehalten  
Schriftart: Minion 10 pt  
Herstellung: ef/bf/2B  
ISBN 978-3-86455-185-7 PDF

## Inhalt

Prolog .....	9
<i>Michael Zeller und seine Nachkommen</i> .....	11
<b>Erster Teil: Der Steinmetz</b> .....	13
Ein verhindertes Anschlag .....	13
Familie, Kindheit, Jugend .....	20
Auf dem Weg nach Rom – Mönche, Kirchen, Kunst und Räuber .....	25
Rom im Heiligen Jahr .....	36
Ein Entführungsversuch .....	42
Die Pazzis und ihre Kapelle.....	50
Als Modell für Michelangelos »David« .....	56
Marmor für die Brügger Madonna .....	64
Kostbares Gut auf dem Weg nach Norden .....	71
In Brügge: Barbara Moerbeke.....	81
Am Niederhein: Nächtliche Versuchungen .....	91
Christian – der verschollene Sohn.....	100
Michaels Nachkommen .....	109
Jakob – der Pfeifer .....	114
Unter Hexenverdacht .....	119
Josef – der Forstmann .....	126
Als Badener in Napoleons Grande Armée.....	130
Magdalena und Fränzi .....	136
<b>Zweiter Teil: Andreas Zeller – Der Deutsch-Amerikaner</b> .....	144
Flucht vor politischer Verfolgung.....	149
Als Fremdenlegionär in Algerien.....	152
Auf dem »Falken von Louisiana«.....	161
Von Louisiana nach Texas .....	167
Expedition in den Westen .....	173
Auf dem Mississippi nordwärts .....	181
Ein mutiges Mädchen in gefährlicher Umgebung .....	192
Auf Goldsuche in Kolumbien .....	203
Tückische Anschläge .....	212
Mit Isabella und Antony in Boston und St. Louis .....	218
Isabellas Tod .....	233
Im mexikanischen Krieg .....	235
Juan Azaña und seine Tochter Laura .....	241
Der »Dreimännerbund« im Osten .....	244

Mit Antony in der alten Heimat – Am Ende der deutschen Revolution .....	251
Vetter Kaspar in politischen Nöten .....	258
Exkurs.....	261
Laura Azaña.....	263
Antony im Bürgerkrieg .....	268
Lebensglück durch den »ungebärdigen« Sohn .....	275
Macht, List und Recht:	
Aus den Erfahrungen eines jungen Anwalts im Mittleren Westen .....	278
<i>Erwin Zeller – Erzähler und Zeuge des 20. Jahrhunderts</i> .....	285
<b>Erster Teil: Herkunft, Kindheit und Jugend</b> .....	287
Die Mutter Ottilie Werner .....	287
Wie ich ins Leben kam .....	300
Der Stiefvater Johannes .....	303
In der Schule der Benediktiner .....	316
Gabriel Darberg .....	326
Der Bruch mit der Schule und verspätete Dankbarkeit.....	334
Preußen und Badener beim Manöver im Elsass .....	336
Zwischen Patriotismus und Wissenschaftsfreiheit:	
Student an der Universität Straßburg .....	339
Der Freund Mirkò Kladič .....	348
»Gotik« als Thema der Heidelberger Doktorarbeit .....	349
Am Monte Rosa: Noch frei von Kriegsstimmungen .....	354
<b>Zweiter Teil: Im Ersten Weltkrieg</b> .....	359
Kriegsfreiwilliger: Vom Überschwang mitgerissen?.....	359
Exkurs: Der Schlieffen-Plan – Vorgeschichte und Scheitern .....	361
An der Front im Oberelsass .....	365
Gabriel Darberg und Renate Posener .....	368
Kampf um den Hartmannsweilerkopf .....	373
Im Heidelberger Lazarett – Sinngebung des Sinnlosen?.....	376
Beschützer der Braut des Freundes.....	380
Im Luft-Boden-Krieg .....	385
In Russland und am Isonzo .....	391
Humpelnd ins letzte Kriegsjahr .....	398
Die jüdischen Freunde und die Judenzählung im Heer.....	400
Verfehltete Spekulation auf einen Siegfrieden .....	402
Im letzten Aufgebot.....	410
Der bewegliche Wandteppich oder: Ist Liebe im Feindesland möglich? .....	412
Eine unwahrscheinliche Begegnung.....	417
Der Dolchstoß von oben.....	420

<b>Dritter Teil: Zwischenkriegszeit</b> .....	<b>435</b>
Nach dem Krieg: Neuorientierung wie und wohin? .....	435
Als Alkoholschmuggler in Nordamerika.....	445
Kunstimporteur in Chicago.....	453
Deborah J. – ein Stich, der blieb .....	456
Kunsthändler in New York .....	464
Rückkehr: Der »Kaschten« in Tübingen .....	472
Der »Offiziersstammtisch« und seine Folgen .....	478
Der Amateur-Astronom .....	483
Politisches Überwintern .....	489
Die Kehrseite von »Heim ins Reich«: Hilfe für Verfolgte .....	496
<b>Vierter Teil: Zweiter Weltkrieg und Nachkriegsjahre</b> .....	<b>506</b>
»Krieg« im Krieg .....	506
Der Flüchtling aus Chelmno .....	513
Provokateure, Gestapo und andere Deutsche .....	519
»Volkssturm«.....	525
Schwieriger Neustart .....	529
Eine fehlgeschlagene Beziehung .....	541
Glossar .....	549
Personenregister.....	552
Stammbaum.....	555





## *Prolog*

Bevor Christoph Zeller (s. Band II) sich mit seinem jemenitischen Studienfreund in Dubai traf, machte er nach seinem Bachelorexamen an einer katholischen Universität im Mittleren Westen der USA für knapp zwei Wochen Station im Tübinger Elternhaus, dem Haus unter dem Philosophenweg.

Die fürsorgliche Zuwendung der Mutter, der frohe Sinn seiner aufgeweckten Schwester, die Angebereien seines stark pubertierenden Bruders und das Interesse des Vaters am Studien-erfolg seines Sohnes hoben ihn ein Stück weit aus der niedergedrückten Stimmung heraus, in die er durch das plötzliche Verschwinden von Melanie Dole geraten war.

Neben der Teilnahme am Familienleben widmete er sich dem geistigen Erbe, das ihm Onkel Erwin – sein langjähriger Mentor – neben gedruckten und in Maschinenschrift abgefassten Materialien sowie von Briefen, die zu kleinen Bündeln verschnürt worden waren, in Form einer Reihe von eng in Sütterlin voll geschriebenen Wachstumheften hinterlassen hatte. Sie befanden sich im Depot einer lokalen Bank, die auch die Alltagsgeschäfte des Onkels verwaltet hatte. Die Sichtung dieses Teils des Erbes – die Verfügung über deren materielle Teile sollte er stufenweise in den nächsten Jahren erhalten – hatte er im vergangenen Jahr immer wieder hinausgeschoben.

Zu sehr schmerzte die Erinnerung an den Onkel, vor allem der Selbstvorwurf, dass er ihn damals durch seine Bummelerei bei der Buchung des Fluges nach Deutschland nicht mehr lebend angetroffen hatte. Diesmal hatte er schon am Tag nach seiner Ankunft die Hefte sowie das übrige Material aus dem Depot geholt und sie im Safe des Onkels verwahrt. Dieser befand sich in dessen ehemaliger Bibliothek im Turm, die jetzt zu seinem »Wigwam« geworden war, hinter dem altersfleckigen Bild einer amerikanischen Brigg in voller Takelage.

Als er am Abend die ersten Hefte und ein umfangreiches vom Onkel mit der Maschine getipptes Manuskript aus dem Safe nahm und sich etwas zögernd in dessen Sessel hinter dem alten Schreibtisch niederließ, schien alles um ihn herum noch dessen Anwesenheit zu bezeugen: Ganz so, als hätte er nur für kurze Zeit das Turmzimmer verlassen, um sogleich zurückzukehren und dem wissbegierigen Neffen, der es sich im Sessel gegenüber mit hochgezogenen Knien bequem gemacht hatte, Rede und Antwort zu stehen.

Lebenslang würde er den Zauber nicht vergessen, von dem er ergriffen wurde, als er zum ersten Mal vor mehr als einem Jahrzehnt diese Bibliothek betrat und der Onkel ihn trotz seiner altklugen Rederei umstandslos für voll nahm.

Diese Atmosphäre wurde noch dichter und lebendiger, als er das erste Heft öffnete und auf der linken Umschlagseite ein an ihn gerichteten Brief des Onkels eingeklebt fand. »Lieber Christoph«, so hieß es da, »die notgedrungen unvollständig bleibenden Materialien zur Familiengeschichte der Zellers sowie die Aufzeichnungen über mein Leben habe ich bewusst Dir anvertraut. Manches darin wird Dir aus unseren Gesprächen bekannt vorkommen, Neues aber auch nicht völlig fremd sein. Viele Begebenheiten aus den Geschichten der Vorfahren, wie aus meinen Leben lassen sich mit dem Dir bekannten Motto »Flüchten oder Standhalten« umschreiben. Dabei bin ich nicht so verwegen, mich an deren sehr viel schwierigeren Lebenswegen messen zu wollen. Bei ihnen sind es noch häufiger Situationen gewesen, die sich nicht auf diese Alternative reduzieren ließen. Dann waren Kompromisse notwendig oder einfach bloßes Wegducken. So bleibt jeder Mensch auf seine eigenen Erfahrungen verwiesen. Dabei ist nicht alles so bedeutungsschwer zu nehmen, sondern öfter auch mit Augenzwinkern zu lesen.

Deshalb taugen meine Notizen nicht als Ratgeber, sondern da und dort vielleicht als Fingerzeige – auch wie man sich nicht verhalten sollte. Du wirst diesen Unterschied bald ausmachen und vielleicht auf Deine Weise nutzen können. Herzlichst Dein Onkel Erwin.«

Christoph brauchte einige Zeit, um sich von dem Brief zu lösen, schon weil ihm dabei das Wasser in die Augen gestiegen war. So nüchtern die Sätze klangen – sie enthielten das Vertrauen, die Zuneigung, ja die versteckte Liebe, kurzum das ganze Universum der Gefühle, die der Onkel ihm entgegengebracht hatte. Er konnte sie seinerzeit nicht in gleichem Maße erwidern, sondern hatte sie zu oft als etwas Selbstverständliches betrachtet.

Beim Durchblättern der Hefte fiel ihm auf, dass die Texte, die des Onkels Erlebnisse vor dem Ersten Weltkrieg, in den Kriegsjahren sowie aus der Zwischenkriegszeit wiedergaben, am ausführlichsten waren. Es waren die Grunderfahrungen seiner Generation, die als die »verlorene Generation« galt. Aufzeichnungen aus dem Zweiten Weltkrieg und aus den Jahren danach hatten mehr fragmentarischen Charakter.

Aus der Scheu heraus, sogleich mit dem Leben des Onkels in den Schrecken der jüngeren Vergangenheit konfrontiert zu werden, griff er nach dessen Manuskript über die Zellersche Familiengeschichte seit dem ausgehenden fünfzehnten Jahrhundert. Was er las, schlug ihn sogleich in deren Bann.

*Michael Zeller  
und seine Nachkommen*



## Erster Teil: Der Steinmetz

### *Ein verhindertes Anschlag*

Der junge Wanderer träumte einen wunderlichen Traum: An des Vaters Hand war er – wieder zum Kind geworden – am Schneeberg im Ridnauntal in ein Unwetter geraten. Sie flohen ins Tal, um eine Zuflucht zu finden. Plötzlich ging eine Mure ab, die ihnen den Weg abzuschneiden drohte. Der Vater wurde schon durch springende Felsbrocken getroffen. Bevor er von der Mure vollends verschlungen wurde, rief er ihm noch zu: »Bub, renn um dein Leben!« Er rannte, sprang – und fand sich auf einer blühenden Wiese im Sonnenschein. Seine Mutter, jung und schön, nicht auf den Tod krank, wie er sie drei Jahre zuvor erlebt hatte, saß neben ihm und flocht an einem Kranz von Wiesenblumen, den sie ihm dann mit ihrem fröhlichen Lachen aufsetzte.

Was konnte sie nicht alles erzählen: Von ihrer Kindheit im Schnalstal, vom Übertrieb der Schafe im Frühsommer über den Similaungletscher ins Nordtiroler Ötztal und im September wieder zurück. Oder von der Art, an den Tannenspitzen sowie am Kriechen der Schnecken und am eiligen Laufen der schwarzen Waldameise zu erkennen, ob es bald Regen geben würde.

Dabei erwachte er. Er wusste hernach nicht mehr, ob dies geschah, weil eine Ameise in seine Nase gekrochen war und ihn zum Niesen zwang. Oder ob es der Waffenlärm und das Geschrei von Kämpfenden gewesen waren, die vom nahen Weg herübertönten, die ihn aus Schlaf und Traum gerissen hatten. Er verstaute Ranzen und Lodenrock im Gebüsch, griff nach seinem Bergstock und schlich an den Rand des Wäldchens, in dessen Schatten er eingeschlafen war.

Einige Meter vor ihm auf dem Weg kniete ein Mann mit einer gespannten Armbrust im Anschlag. Obwohl er ihm den Rücken zuwandte, erkannte er ihn wie seinen Begleiter sofort wieder. Am Tag zuvor war er ihnen in einer Trientiner Osteria begegnet. Sie saßen an einem Tisch in einer kleinen Nische – aber ihm doch nahe genug, damit er einen Teil der halblaut geführten und mit Flüchen begleiteten Unterhaltung mitbekam. Denn ihr Ärger war groß, dass ihnen der »Ulmer« jetzt vor Pergine – wie zuvor schon in der Nähe von Churburg bei Matsch im Obervinzgau und später hinter Bozen – »entwischt« war. Jetzt müssten sie ihn vor Rovereto unbedingt abfangen, sonst könnten sie die dafür versprochenen zweihundert Gulden in den Wind schreiben! Den Knappen, der den »Ulmer« begleitete, schienen sie nicht zu fürchten. Den würden sie im Nu »abtun«. Aber vor dessen Herrn hatten sie mehr Respekt und tranken sich deshalb gehörig Mut an. Als sie mit stierem Blick und schwerem Schritt die Osteria verließen, atmeten nicht nur die Gäste, sondern auch Wirt und Wirtin auf. Denn mit ihren brutalen Mienen, ihren Schwertern, Dolchen und Armbrüsten sowie ihren Sturmhauben und Brustharnischen, die unter dem halboffenen Wams sichtbar wurden, boten sie ein bedrohliches Bild.

Der junge Wanderer verließ wenig später die Osteria und sah noch, wie die Beiden hoch zu Ross aus der Stadt ritten. Als er just einen Tag später aus dem Wäldchen bei Besenello trat, schien der Kampf schon fast entschieden zu sein. Der Knappe war schon »abgetan«. Denn er lag mit einem Bolzen im Rücken bäuchlings und leblos am Wegrand. Sein Herr stand noch aufrecht und verteidigte sich zwar geschickt gegen den riesigen Angreifer, der mit berserkerhafter Wucht immer wieder auf ihn eindrang und ihn schon an Armen und Beinen verwundet hatte. Aber es war absehbar, dass er spätestens dann trotz besserer Rüstung als sein Knappe unter-

liegen würde, wenn der zweite, der Armbrustschütze zum Schuss kommen oder mit seinem Schwert in den Kampf eingreifen würde. Durch Zuruf hatte dieser gerade seinen Spießgesellen dazu gebracht, ihm freies Schussfeld zu geben.

Im Augenblick, in dem er abzog, schlug der von ihm unbemerkt im Rücken herbeigeeilte Wanderer mit seinem Stock so auf den rechten Arm, dass er verriss. Der Bolzen traf nicht den »Ulmer«, sondern den Kumpan des Schützen am rechten Oberarm so tief und schmerzhaft, dass er sein Schwert fallen ließ. Der »Ulmer« nutzte sofort seinen Vorteil und stieß ihm das Schwert in die ungeschützte Halsbeuge.

Der Schütze hatte die Armbrust ins Gras geworfen. Weil er die Winde zum Spannen der Armbrust beim Pferd gelassen hatte, blieb ihm keine Chance zum zweiten Schuss. Deshalb griff er nach seinem *Katzbalger*, wie das Kurzsword deutscher Landsknechte genannt wurde. Das heißt, er versuchte es, kam aber nicht dazu, weil die Stockschläge des Wanderers hageldicht auf seine ungeschützten Hände prasselten. Dies war dessen einzige Chance. Denn einem Schwertangriff hätte er, der nur ein Messer besaß, nicht standhalten können.

Als der »Ulmer«, der sich seines Angreifers vollends entledigt hatte, dem Wanderer hinkend zu Hilfe kam, rannte der zweite Mordgeselle schnell zu den Pferden am Waldrand, sprang in den Sattel, ergriff die Zügel auch des Pferdes seines »abgetanen« Komplizen und ritt unter Flüchen und Drohungen im Galopp davon. Der »Ulmer« kniete inzwischen an der Seite seines toten Knappen und betete ein stilles Vaterunser. Erst danach wandte er sich dem Wanderer zu, der ebenfalls die Hände gefaltet hatte und im stummen Gebet verharrte.

»Das war Hilfe in höchster Not. Das werden meine Braut Beatrix und ich Euch unser Leben lang nicht vergessen. Mein Name ist Ludwig von O.« Soviel Überschwang war der Wanderer nicht gewohnt. Er tat ihn mit einer Handbewegung ab: »Fast hätte ich alles verschlafen und verträumt. Ich heiße Michael Zeller und bin Steinmetz auf Wanderschaft.« Keine devote Geste, nicht einmal eine Neigung des Kopfes! Kurz angebunden wies er zum Himmel, an dem sich Gewitterwolken türmten: »Wir müssen uns sputen, damit wir in eine Herberge kommen. Vielleicht sind noch andere Mordbuben unterwegs, die uns mit den Entflohenen verfolgen, der mit seinem Kumpan schon seit vielen Tagen hinter Euch her war. Drüben, auf der Höhe über der Etsch wohnt ein Klausner, den ich kenne. Er wird uns für eine Nacht eine Bleibe geben. Dort ist auch ein kleiner Friedhof in der Nähe, auf dem man die Toten begraben kann. Der Klausner kann auch Wunden behandeln.« Luitpold wunderte sich nicht wenig über diesen Hinweis auf seine Verfolger sowie über die bestimmte Weise, in der der Jüngere auftrat. Aber da er stark geschwächt war, war er auch für diese Hilfe dankbar. Er wandte lediglich ein, dass *Friedel* als Gefährte seiner Kindheit, der auch schon seinen Eltern gedient habe, ein würdiges Grab auf dem Friedhof von Verwandten in Arco finden werde. Michael nickte. Er hatte inzwischen Ranzen und Jacke geholt, die zurückgelassene Armbrust – ein wertvolles Stück, dessen Schaft mit Elfenbein ausgelegt war – aufgehoben und half Luitpold die Leiche des Knappen auf das zweite Pferd zu schnallen. Den zweiten Toten bedeckte er mit Zweigen. »Der Klausner wird morgen dafür sorgen, dass dieser hier unten im Tal beerdigt wird.« Nach diesem Bescheid ergriff er die Zügel des Pferdes mit dem toten Knappen und schritt voran. Sie querten die Etsch an einer ihm bekannten Furt und stiegen dann steil bergan. Nach etwa einer halben Stunde, kurz bevor das Gewitter losbrach, erreichten sie die Klause.

Der Klausner, der im kleinen Garten nebenan gearbeitet hatte, begrüßte sie freundlich, denn er hatte Michael von weitem erkannt. Dieser hatte ihm von Trient aus mehrfach geholfen, Frontseite und Eingang der benachbarten Kapelle zu erneuern, sowie die romanischen Fresken im kleinen Chor mit frischen Farben zu versehen.

Er nahm sich sogleich Luitpolds Wunden an. Für die Pferde hatte er Heu; den Unterstand

mussten diese mit einem Esel teilen, der ihm half, Produkte seines Gartens auf den Markt im Tal zu bringen. Nach dem einfachen Mahl bot der Klausner ihnen seine Kammer zum Schlafen. Ihm machte es nichts aus, vor dem Altar in der Kapelle – unweit des dort liegenden toten Knappen – zu ruhen. So könne er die Bitte um dessen Seelenheil in sein Nachtgebet einschließen.

Luitpold war über das Aussehen des Klausners erstaunt, der mit Narben im Gesicht und seiner Statur einem Kriegermann eher gleiche als einem Einsiedlermönch. Michael erwiderte leise, der Klausner habe lange Jahre als Führer eines Landsknechtsfährleins gedient. Aus Versehen – vielleicht auch im Suff – habe er seinen besten Freund getötet. Darauf habe er zur Sühne seinem blutigen Handwerk abgeschworen und sein Vermögen dem Orden des Heiligen Benedikt vermacht. Der habe ihm erlaubt, die Klause neben der alten Kapelle zu bauen und einen Garten anzulegen. Er sei kein geweihter Priester, sei aber rundum – bei Hirten und Bauern – hochangesehen, weil er nicht nur gelernt habe, Wunden zu schlagen, sondern davor an der Hohen Schule zu Salerno Wunden zu heilen.

Als Michael den getöteten Freund erwähnte, hatte Luitpold kurz die Augen niedergeschlagen. Auch nach dem Ende des Berichts hinterließ er bei Michael den Eindruck, er wolle etwas loswerden. Weil beide sterbensmüde waren, befanden sie sich beide aber bald in Morpheus' Armen.

Am nächsten Morgen empfing sie strahlender Sonnenschein und frische Kühle. Die spätsommerliche Schwüle hatten die Gewitter der Nacht fortgeblasen. Heiße Ziegenmilch und eingebrocktes Brot reichte den Beiden, um völlig wach zu werden. Der Klausner versprach, sich sogleich um die Beerdigung des Toten im Tal zu kümmern. Das Geld, das der junge Adelige ihm für diesen Dienst anbot, wollte er nicht annehmen. Das sei Christenpflicht. Als Michael aber erwähnte, manch' Handwerksbursche, der bei ihm nächtigte, sei froh über einen Zehrpennig, nahm er das Geld brummend an und empfahl beide Gottes Segen. Michael hatte darauf gedrungen, weiter den beschwerlichen, weil steileren Weg durch die Berge nach Arco zu nehmen, weil der vor weiteren Nachstellungen sicherer sei. Erst am späten Nachmittag hielten sie am Rande eines kleinen Arvenwäldchens an, wo ein vorspringender Fels Raum für die Übernachtung bot. Ihr abendliches Mahl bestand aus Ziegenkäse und Brot, das sie dem Klausner verdankten. Michael konnte noch ein Stück Speck sowie eine Flasche Tiroler Roten beisteuern, die er in Trient erstanden hatte. Wasser, um die Pferde zu tränken, hatten sie in einer nahen Quelle gefunden.

Der Wein hatte die Zunge gelockert, besonders die Luitpolds. Während des anstrengenden Rittes bergan, hatte er sich mehrmals gefragt, woher sein Führer und Helfer wusste, dass er verfolgt würde. Da er aber erlebt hatte, wie kurz angebunden dieser zu reagieren pflegte, war er klug genug, nicht gleich mit der Tür ins Haus zu fallen. Er fragte ihn deshalb zuerst, aus welchem Holz der Bergstock, der keine sichtbaren Spuren des Kampfes mit einem geharnischten Kriegermann aufweise, geschnitzt sei und woher er gelernt habe, diesen so geschickt zu gebrauchen.

Zunächst antwortete Michael recht einsilbig: Der Stock sei von ihm aus der Eibe geschnitten und nach bewährter Weise gehärtet worden. Das Stockfechten sei unter den Buben von Sterzing, dem Ort, in dem er aufgewachsen sei, früh geübt worden, weil die Bauernbuben in den Dörfern ringsum sich mit denen aus der Stadt nur zu gern geschlagen hätten. Danach verstummte er wieder.

Erst auf die weitere Frage, weshalb er sich mit Waffen, besonders mit der Wirkung der Armbrust so gut auskenne, wurde er gesprächiger. Ein Diener seines Vaters, der früher Landsknecht gewesen sei, habe ihm und seinen Freunden gezeigt, wie man mit einer Armbrust umgehe und

wie auch das Schwert zu gebrauchen sei. Die Armbrust – er wies dabei auf die Waffe, die er an den Sattelknopf des von ihm geführten Pferdes gehängt hatte – sei eine ideale Waffe für den Hinterhalt gedungener Mörder. Nicht umsonst sei ihr Gebrauch in früheren Jahrhunderten von einem Papst gebannt worden, wie ihnen von den Patres in der Klosterschule von Neustift bei Brixen beigebracht worden sei. Aber jetzt werde sie wieder von Kriegersleuten ungehemmt benutzt, während sie Bürgern und Bauern ebenso verboten sei, wie das Tragen von Schwertern. Der letzte Satz enthielt einen rebellischen Unterton. Luitpold ging darauf nicht ein. Das Wort von den »gedungenen Mördern« war ein zu guter Anknüpfungspunkt für die Frage nach Michaels Wissen über seine, Luitpolds, Verfolger. Michael berichtete von dem Gespräch der beiden Mordgesellen in der Trientiner Osteria, die er belauscht habe. Die Geldsumme, die gezahlt werden sollte, habe auf vermögende Auftraggeber verwiesen, die nicht genannt worden seien. Da der Eine entkommen sei und diesen über den Ausgang des Kampfes vermutlich berichten müsse, könne auch er in deren Visier geraten. Deshalb sei es für ihn wichtig, zu hören, in welchen Handel er geraten sei und wie die Gegner hießen, von denen er sich gegebenenfalls vorsehen müsse. Luitpold stutzte nicht wenig. Denn von dieser Seite hatte er den Vorfall bisher gar nicht betrachtet. Auch war es nicht üblich, dass ein Handwerkerbursche von einem Adligen Aufklärung heischte. Dann begriff er, dass Michaels Forderung nur recht und billig war. Es geschah nicht nur aus Dankbarkeit, sondern aus stiller Achtung gegenüber diesem jungen Burschen, dessen Mut, Umsicht und kräftige Gestalt vielen seiner Adelsgenossen Ehre angetan hätte.

Er erklärte ihm zunächst, was es mit dem »Ulmer« auf sich hatte: Er sei der jüngere Sohn eines schwäbischen Freiherrengeschlechts, dessen Mutter einer Ulmer Patrizierfamilie entstamme. Da der ältere Bruder das Stammschloss sowie Äcker, Wiesen und Wälder geerbt habe, sei er darauf verwiesen worden, sich mit dem von den Verwandten seiner Mutter betriebenen Handel zu beschäftigen. Da diese auch Geschäfte in Italien tätigten, habe er nach dem Studium der Rechte in Tübingen an der Universität Bologna ein Jahr verbracht, um neben dem Römischen Recht auch die italienische Sprache zu lernen. Deren Kenntnisse seien im Verkehr mit den Handelshäusern in Venedig, Florenz und Prato unentbehrlich, sonst gerate man dort schnell ins Schlingern.

Ein älterer Bruder seiner Mutter habe – wie andere vermögende Handelsherren auch – Grundbesitz im südöstlichen Schwaben. Mit einem adligen Nachbarn gebe es seit Jahren einen Streit um Weide- und Wasserrechte, der vor allem auf dem Rücken der Bauern ausgetragen werde. Deren Existenz sei auf die Nutzung dieser Rechte angewiesen, da sie sonst dem Onkel die ihm von altersher zustehenden Abgaben nicht entrichten könnten.

Die Dienstleute der Nachbarn hätten mehrfach das Vieh von Bauern weggetrieben und Ernten noch auf dem Halm zerstört. Der Prior eines dortigen Klosters habe zu vermitteln versucht. Das sei ihm nicht gelungen. Man sei lediglich übereingekommen, den Streit vor das Memminger Gericht zu tragen, dessen Zuständigkeit auch vom Nachbarn anerkannt worden sei.

Da es auch dort nicht zu einem Ausgleich gekommen sei, habe das Gericht ein *Ordal* vorgeschlagen, das von beiden Seiten angenommen worden sei.

Michaels fragende Miene verriet Luitpold, dass dieser mit dem Wort »Ordal« wenig anfangen konnte. Deshalb erklärte er: »Früher war der Ordal ein Gottesgericht: Der Beschuldigte eines Kapitalverbrechens musste eine Feuer- oder Wasserprobe bestehen, was nur wenigen gelang. Adelige führten bei ihrem Streit einen Zweikampf, der meist für einen der Beteiligten mit dem Tod endete. Heute werden solche Kämpfe meist durch die Aufgabe des Schwächeren oder stärker Verwundeten entschieden.«



Luitpold hielt etwas inne, als wolle er andeuten, es gebe noch ein anderes Ende. Aber er ermahnte sich. Nachdem er einmal angefangen, sollte alles der Reihe nach berichtet werden.

»Wenn es nicht um die Ehre« – so fuhr er deshalb fort – »sondern um Grenzstreitigkeiten und dergleichen geht, können statt der unmittelbar Beteiligten auch Beauftragte der beiden Seiten den Kampf austragen. Das ist auch üblich, wenn die Ersteren schon ein Alter erreicht hatten, in dem das Kämpfen sich verbietet. Das galt in diesem Fall nicht nur für meinen Onkel, sondern auch für seinen Gegner, einen Herrn von A. Der benannte sogleich seinen Neffen Siegwart aus dem gleichen Geschlecht. Dieser hatte sich in Turnieren schon als Zweikämpfer zu Pferd wie zu Fuß hervorgetan. Da die Herren von A. aus einem armen aber adelsstolzen Geschlecht stammten, forderten sie von der Gegenseite einen Kämpfer von ähnlichem Adel. In den Jahrhunderten davor hatten Standes- und Turnierordnungen der großen Rittergesellschaften Kämpfer aus den Reihen der Patrizierfamilien der Städte von ihren Turnieren ausgeschlossen. Dies war eine der Antworten des ritterblütigen Adels auf den wirtschaftlichen Erfolg der Stadtbürger. Andere Antworten bestanden in der Geiselnahme von Kaufleuten und der nachfolgenden Erpressung von Lösegeld.

Auch die Herren von A. waren diesem räuberischen Gewerbe zeitweise nachgegangen. Dies alles war meinem Onkel bekannt. Und in einer ruhigen Stunde verwünschte er sich wohl, dass er auf den Ordal eingegangen war, zumal die Zeit drängte. Der Kampf sollte nach dem Vorschlag des Gerichts in acht Wochen stattfinden. Zwei Wochen davon waren schon durch die vergebliche Suche nach einem Kämpfer verfllossen. In dieser Not verfiel er auf mich. Er hätte mir einen solchen Auftrag gern erspart. Da er selbst kinderlos war, betrachtete er mich als seinen Erben. Zu Lebzeiten meiner Mutter hätte er einen solchen Vorschlag nie gewagt. Als dieser durch Eilboten an mich kam, war ich gerade in Nürnberg auf der Rückreise von Handelsgeschäften in Böhmen, die ich in seinem Auftrag tätigte

Es kostete mich wenig Nachdenken, dem Onkel aus seiner Not zu helfen – nicht nur seinetwegen, sondern weil ich in meiner Sorg- und Ahnungslosigkeit den Ehrgeiz besaß, dieser wilden und räuberischen Sippe eine Lektion zu erteilen. Als mein Name ins Spiel kam, stimmten die Herren von A. überraschend schnell zu. Ich rechnete dies meiner Herkunft aus dem Geschlecht der Freiherrn von O. an. Die wahren Gründe wurden mir erst später offenbar. In den erlaubten Waffen für den Fußkampf – langes Schwert, Kurzwehr, Dolch und Hakenschild – war ich nicht ungeübt. Sowohl auf dem heimischen Schloß wie später in Tübingen und Bologna hatte ich, angeleitet von Fechtmeistern und im Kampf mit Gleichaltrigen, einige Erfahrung gesammelt. Der Onkel war dennoch voller Sorge. Er verpflichtete einen *Schirmmeister*, der schon zahlreiche Kämpfer auf Turniere wie zum Ordal vorbereitet hatte. Aus eigener Anschauung kannte er die Kampfweise meines Gegners. Diese – so dessen kurzer Befund zu Beginn – sei von schnellen Wechseln zwischen plötzlichem Angriff und Verteidigung geprägt. Sie lasse kaum Zeit für das Erkennen seiner Blößen und einen nachfolgenden Gegenangriff zu. Da seine Art des Kämpfens kräftezehrend sei, gebe die Dauer des Kampfes den Ausschlag. Seine Überlegenheit an Kraft könne durch hinhaltendes Kämpfen, hohe Beweglichkeit und scharfes Auge für Blößen, die sich auch aus dem Verrutschen von Teilen des Harnisches ergeben könnten, gebrochen werden.

Er lehrte mich in den folgenden Wochen eine Reihe von Kampfstellungen (Hut/Huot) und deren flüssiger Übergang zwischen Angriffs- und Verteidigungsstellungen. Hinzu kamen Techniken der Abwehr der speziellen Haue mit dem Langschwert sowie des Windens, d. h. durch eine Drehbewegung mit der eigenen Waffe das gegnerische Schwert so zur Seite zu drehen, dass sich während der Klingensbindung eine Blöße eröffnet.

Besonders schärfte er mir ein, mich trotz des Kräftesparens nicht auf die Verteidigung zu

beschränken, sondern den Gegner durch eine Mischung von echten und Scheingriffen immer wieder zu reizen. Durch dessen Schmähungen durfte ich mich nicht aus dem Konzept bringen lassen. Diese und andere Lehren – etwa über verschiedene Finten mit Hakenschild, Kurzschild und Dolch – gaben mir die Zuversicht, den Kampf gut zu bestehen.

Als der Tag herankam, begleitete mich der Onkel mit seiner Dienerschaft zum Kampfplatz in Memmingen. Die Herren von A. waren mit einer noch größeren Anhängerschaft vertreten. Die Männer des Hochgerichts und eine erkleckliche Zahl von Stadtwächtern waren zwischen den Parteien so platziert, dass sie im Falle eines Streits sofort eingreifen konnten.

Die Regeln des Kampfes waren einfach: Zuerst wurde eine halbe Stunde mit dem Langschild gefochten; danach ohne Zeitbeschränkung mit den anderen Waffen – bis einer der Kämpfer unfähig war, den Kampf fortzusetzen. Das Kampfgericht bestand aus drei Männern. Jede der Parteien konnte einen davon benennen. Der dritte Kampfrichter, der Fechtmeister der Stadt, besaß die entscheidende dritte Stimme.

Für mich bedeutete dies: Ich musste den Kampf mit dem Langschild ohne größere Verletzung überstehen. Danach kam meine Stunde. Auf meine Waffen und meinen Harnisch konnte ich vertrauen. Der Onkel hatte dabei keine Kosten und Mühen gescheut. Der Harnisch stammte aus einer Waffenschmiede aus Nürnberg. Angefertigt hatte ihn vor Jahren ein Plattnermeister, der für seine leichten und dennoch stabilen Rüstungen bekannt war. Später diente er als Rüstmeister dem Heidelberger Kurfürsten.

Schon zu Beginn des Kampfes machte mir mein Gegner, Siegwart von A., klar, dass es für ihn nicht um das gute Bestehen eines Kampfes, sondern um einen solchen auf Leben und Tod ging. Seine überfallartigen Angriffe mit dem Langschild, das er durch seine große Kraft überlegen führte, trieben mich von Anfang an so in die Verteidigung, dass es nur zu wenigen Gegenangriffen zum Schein und ohne erkennbare Wirkung reichte. Der Spott der Partei des Gegners schwoll gewaltig an, während die Beklommenheit auf Seiten meines Onkels und seines Anhangs wuchs. Die stark zerhackten Ränder meines Schildes unterstrichen meine Unterlegenheit. Zum Ende des Kampfes mit dem Langschild gewann ich meine Zuversicht zurück, weil Siegwarts Angriffe nicht mehr mit der bisherigen Schnelligkeit geführt wurden.

Dennoch wurde ich zu Beginn des Kampfes mit dem Kurzschild erneut überrascht, weil es ihm gelang, mir meinen arg zerhauenen Schild zu entreißen. Die Blöße, die zwischen meinem Brustharnisch und dem Rüstteil am Oberschenkel im Lauf des Kampfes entstanden war, hatte er sogleich erkannt und mir dort eine Wunde beigebracht. Obwohl diese blutete, war meine Fähigkeit weiter zu kämpfen, kaum beeinträchtigt. Denn der Verlust des Schildes erlaubte mir, mit Kurzschild und Dolch gleichzeitig in Verteidigung und Angriff zu fechten. Da ich beide Waffen mit der rechten und der linken Hand zu gebrauchen gelernt hatte und diese so zwischen beiden Händen wandern ließ, konnte er nie gewiss sein, mit welcher Waffe ich den Hauptangriff jeweils führen würde.

Voller Wut warf er mir darauf seinen Schild entgegen – was gegen die Regel war – und versuchte bei mir zugleich mit einem mächtigen Schwertstreich auf den *Bart* – den Halsreifen mit Kinnteil – eine Blöße zu öffnen. Der Harnischteil hielt den Schlag aus. Bevor er erneut zum Schlagen kam, hatte ich den bei ihm gelockerten Halsreifen, der nur vorne aus Eisen war, erspäht und stieß meinem Dolch mit voller Kraft in diese Blöße.

Dies alles hatte sich im Nahkampf so schnell abgespielt, dass Kampfrichter und Zuschauer dessen Ergebnis erst wahrnahmen, als mein Gegner mit einem röchelnden Laut zu Boden sank und – da die Schlagader getroffen war – nach kurzer Zeit sein Leben aushauchte.

Sogleich ertönte in den Reihen der Anhänger des Siegwarts von A. Rufe wie »Mord« und Schreie nach Vergeltung. Nur mit Mühe konnten die bewaffneten Büttel des Gerichts und die

Männer der Stadtwache die Dienstleute des Herren von A. daran hindern, auf mich und meinen Onkel loszugehen. Dessen Bedienstete hatten sofort um uns einen Schutzkreis gebildet.

Das Hochgericht entschied, Siegwart habe die Regel verletzt und meine Reaktion sei aus Not erfolgt. Obwohl das Ordal mithin zugunsten meines Onkels entschieden wurde, bot er Herrn von A. einen Ausgleich des Streits um die Wege- und Weiderechte sowie eine nicht unerhebliche Summe Geldes für den Tod seines Neffen an. Dieser schlug beides aus.

Woher die tiefe Sucht nach Rache dieser wilden Sippe kam, erfuhr ich erst jetzt. Siegwart hatte drei Jahre zuvor stürmisch aber vergeblich um die Hand der siebzehnjährigen Beatrix v. R. geworben. Er war dabei nicht nur von deren Eltern, sondern auch von ihr selbst abgewiesen worden. Das erklärte immerhin Siegwarts persönlichen Drang, mit mir, dem Glücklicheren, der inzwischen deren Hand errungen hatte, abzurechnen. Der tiefere Grund für das Bedürfnis nach Rache lag aber darin, dass Herr von A. viele Jahre zuvor bei einem großen Turnier der *Vier Lande* – der Ritterschaften Frankens, Bayerns, Schwabens und vom Rheinstrom – wegen unehrenhaften Verhaltens gegenüber einer Dame und wegen Kirchenraub von meinem Vater aus dem Sattel gezerrt und unter Beteiligung anderer Ritter zur Strafe *auf die Schranken* (des Turniers) gesetzt worden war.

Da meine Eltern früh verstorben waren, hatte ich davon nie etwas erfahren. So geriet ich in einen Kampf, der durch meine Benennung als Kämpfer der Gegenpartei dem Herrn von A. dazu diente, den ihm durch meinen Vater angetanen Schimpf durch Blut abzuwaschen. Je ärmer viele Ritter durch den Wandel der Verhältnisse geworden waren, umso höher versuchten sie die Ehre zu hängen.

Während meine Braut mir Siegwarts Antrag verschwieg, weil sie fürchtete, meine Gefühle könnten mich dazu bringen, die gebotene Vorsicht zu missachten, hatte mein Onkel – in Sachen der Ehre der nüchterne Kaufmann – keine Ahnung von diesem Vorfall auf dem Turnier zwei Jahrzehnte zuvor. Da er aber nach der Weigerung des Herrn von A., den Ausgleich anzunehmen, Schlimmes befürchtete, kam er meiner Bitte nach, mich für einige Monate nach Italien zu schicken.

Ich mied die sonst üblichen Wege über den Reschen- oder den Brennerpaß. Bis zum Bodensee begleiteten mich Dienstleute meines Onkels. Nach der Überquerung des Sees folgte ich mit meinem Knappen Friedel dem Weg nach Chur und wechselte von da in den oberen Vinschgau, wo wir bei Freunden nächtigen konnten. Es war nicht nur unserer Vorsicht bei Tag und Nacht zu verdanken, dass wir mutmaßlichen Nachstellungen entkamen. Es muss uns auch ein guter Schutzengel vor den drei Orten bewahrt haben, an denen wie Ihr, Michael, berichtet habt, uns die beiden Mordsgesellen auflauerten«. Danach schwieg er – im stillen Nachvollzug des Erlebten – deutlich erschöpft. Der so Angesprochene, der der Erzählung mit großer Spannung gefolgt war, nickte bestätigend. Dann sagte er nur: »Zeit zum Schlafen, sonst brauchen wir noch einen ganzen Tag bis Arco.«

Am anderen Morgen wachten sie rechtzeitig auf, tränkten und fütterten die Pferde, aßen die übriggebliebenen Reste des abendlichen Mahls und erreichten kurz vor Mittag die Burg Arco. Luitpold lud Michael ein, bei seinen Verwandten auf der Burg zu nächtigen. Dieser überlegte kurz, zog aber der Gesindestube der Burg eine Bleibe in einer ihm bekannten Herberge im Städtchen Arco vor. Auch wenn Luitpold – etwas missgestimmt – darauf verzichten musste, den Verwandten seinen Retter vorzustellen, war ihm aus bestimmten Gründen an einem schnellen Abschied nicht gelegen. Er lud deshalb Michael zu einem gemeinsamen Mahl am Abend des folgenden Tages in eine Taverne ein. Da dieser nicht in großer Eile war, stimmte er zu.

Nachdem sie am besagten Abend das Mahl genossen hatten, das naturgemäß weitaus üppiger ausfiel als alles, was sie in den zwei Tagen ihrer beschwerlichen Wanderung über die Berge hatten zu sich nehmen können, bestellte Luitpold noch einmal einen Krug des Teroldego, der auch gern am Hof König Maximilians getrunken wurde. Er war nicht nur in guter Stimmung, weil seine kräftige Natur ihn die Wunden, die er im Kampf drei Tage zuvor erlitten hatte, immer weniger spüren ließ. Er verband damit auch eine Absicht, die er hinter seinen einleitenden Sätzen nur mühsam verbergen konnte. Seine Verwandten in der Burg, so berichtete er, hätten kaum glauben wollen, dass ein Ungewappneter nur mit Hilfe eines Stockes einen gefährlichen Kämpfer in die Flucht geschlagen habe. Zur Anerkennung seines Mutes und als Entgelt für die Armbrust, die Michael ihm und dessen Gastgebern überlassen habe, biete er ihm zwanzig Goldgulden an. Um dem Gesagten Nachdruck zu verleihen, schob er Michael ein Ledersäckchen zu. Diese Bewegung brachte die darin enthaltenen Münzen leise zum Klingen.

Michael hatte dem Wein zwar gut zugesprochen, schob aber das Säckchen sofort zurück. Er war nicht nur menschlich enttäuscht. Wenn Geld, das von hart arbeitenden Leuten im Lande mühsam genug aufgebracht werden musste, so üppig von deren Herren verteilt wurde, dann war Vorsicht geboten. Luitpold war aber so in Fahrt geraten, dass er Michaels ablehnende Geste missachtete. Er bot ihm an, er solle ihn auf seiner Pilgerfahrt nach Rom als Knappe begleiten. Vom Papst wolle er Absolution für seine Tat erbitten. Die Notlage, in der die Tat geschehen sei, verhindere nicht, dass sie schwer auf seiner Seele laste.

Die Seelennot fand Michael verständlich. Aber was hatte diese mit ihm zu tun? War er doch durch Zufall in ein Geschehen geraten, das er so schnell wie möglich hinter sich lassen wollte: Je mehr Luitpold in ihn drang und seine Rolle als Knappe und danach in glühenden Farben schilderte – eigenes Pferd, eigener Harnisch, eigene Waffen, guter Sold, ansehnliche Kleidung, nach der Romfahrt die Möglichkeit Ulmer Bürger zu werden und im Handelshaus seines Onkels, später bei ihm, aufzusteigen –, umso abwehrender wurde er.

Schließlich fiel er ihm ins Wort. Erst stockend, dann immer beredter schilderte er Luitpold, was ihn bewegte. Dieser, in der Sicht seines Standes befangen und deshalb erstaunt, dass Handwerker wie Michael – kleine Leute eben – ihre eigene Geschichte und ihre eigenen Beweggründe hatten, bezwang sich aber und hörte ihm zu.

### *Familie, Kindheit, Jugend*

Er begann mit der Geschichte seines Vaters Wolfgang Zeller. Er sei als junger Mann aus Bayern ins Tiroler Land eingewandert. Weniger aus Gründen der schönen Landschaft, sondern wegen des »Berggeschreis«, d. h. der Anwerbung von Bergleuten durch die Besitzer der Gewerke für die Aufschließung neuer Gruben zur Gewinnung von Silber. Der Tiroler Landesherr, Herzog Sigmund, der nicht umsonst der »Münzreiche« genannt wurde, hatte durch großzügige Verleihung von Gerechtsamen die Ausweitung des Bergbaus in Nord- und Südtirol schon aus eigenem Interesse begünstigt. Später hatte Herzog Sigmund es mit seiner Verschwendungssucht übertrieben, die Landstände setzten ihn ab. An seine Stelle trat Maximilian, später deutscher König. Der Vater begann zunächst im Nordtiroler Schwaz zu arbeiten. Durch Fleiß und Zielstrebigkeit brachte er es dort nach einigen Jahren zum Hutmann, der die Aufsicht im Bergwerk führte.

Als er etwas gespart habe, sei er über den Brenner gewandert, um sich im Süden – vor allem